Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 30

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643154

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
27. Juli
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Unsern Soldaten zum 1. August 1929.

Zum Bild Courvoisier's. — Von Ernst Oser.

Die Jugend zieht das Banner auf:
Euch gilt der Tag, Soldaten!
Hoch über Wehr und Rohr und Knauf,
Und über aller Zeiten Lauf
Euch weht's und euren Taten!

Wir Brüder kennen das Gebot,
Das heilige der Alten:
So einen schlägt des Lebens Not,
So einer darbt um Dach und Brot,
Helft alle, ihn zu halten!

Ihr trugt die Wehr in schwerer Zeit
Für unser Heim und Leben!
Der Heimat war die Wacht geweiht,
Das Vaterland blieb uns gefeit
G'en aller Stürme Beben.

Und Tausende im Buche sind,
Dem goldnen, aufgeschrieben,
Die von des Siechtums Todeswind
Gefällt, fernab von Weib und Kind,
Im Ehrenkleid geblieben.

Noch manchen Wehrmann drückt die Last,
Stumpf grämen sich die Seinen.
Das Glück hält nicht bei Jedem Rast
Und vielen will aus Not und Hast
Kein einzig' Sternlein scheinen.

Zieht zu des Friedens Waffengang
Die Wehr durch unsre Gassen,
Wer weiß, ob nicht beim Trommelklang
Manch' armes Herz aus Leid und Drang
Das Bild nicht mag erfassen?

So helft denn, Schweizer, allzumal
Und mehrt die Feierspende!
Daß bis ins fernste, kleinste Tal
Der Bruderliebe warmer Strahl
Den Tag zum Lichte wende!

So soll es sein, daß unsre Wehr
Des Volkes Herzschlag spüre,
Und daß uns alle, mehr und mehr,
Zu unsrer Heimat Schutz und Ehr'
Ein Weg, ein Wirken führe!

„Robinsonland".

Ein Roman von Wilhelm Poeck. 18

27.

Die Oktobersonne hatte weiße feine Wolkenfedern an den blaßblauen Himmelshelm gesteckt. Die Seebrise bewegte leise die Vorhänge des offenen Peselfensters und spielte mit den Düften von Mutter Wabes Goldlack. An der Kante geigten die Wellen ihre leise Kammermusik, und der Wind trug sie herüber. Die Fenne leuchtete noch grün, die Lerchen sangen wie zur Zeit ihrer ersten Liebe. Es war ein Tag für Träumer, Aquarellisten und Naturphilosophen.

Frau Nautilius stellte sich eine Weile neben Wabe, in deren mildem Schnurrbart der Wind sang — wie es ihr vorkam — und sah durch das gewaltige Schifferfernrohr auf die See hinaus. Dort kreuzte der Kutter mit den Hausinsassen auf der blauen Flut nach der großen Insel hinüber. Die Flagge flatterte am Großsegel, Maike und Lambert saßen am Steuer. Dietz lag, die Büchse an der Backe, auf dem Halbdeck, Pastor Edlessen richtete sie, Peter und Karljochen standen, auf den Schuß lauernd, dahinter. Alles war so deutlich, als spielte es sich fünfzig Schritt von der Werft auf dem Hauptpriel ab. Eine Strecke vom Kutter weg schwamm ein Punkt, wie eine kleine runde Boje, auf dem Wasser. Nun löste sich ein weißes Wölkchen von der Mündung los, im gleichen Augenblick verschwand der Punkt. Dietz sprang auf. Pastor Edlessen schüttelte den Kopf, und beide lachten.

„Nach einem Seehund vorbeigeschossen!" sagte Frau Nautilius lächelnd zu Mutter Wabe, legte das Fernrohr auf die Haken über der Haustür zurück und ging wieder ins Haus. Dort schrieb sie an einem angefangenen Brief weiter. Er war an ihren Mann.

„Es ist schade, daß du diese ersten Wochen nicht mit auf der Hallig warst. Nur um zu sehen, wie Pastor Edlessen sich die vier Jungen auf seine Art zähmt! Heute sind sie nach Pelworm gesegelt, wo Edlessen einen Amtsbruder besuchen will. Die Fahrt haben sie mit Halliggeld bezahlt, das sie sich selbst verdienen mußten. Und jeden Tag neu müssen. Keine Arbeit ohne Bezahlung! Und ohne Geld keinen Genuß! Das ist Edlessens Grundsatz. Ob es mit den Sätzen zünftiger Pädagogen übereinstimmt, weiß ich nicht. Aber in der Praxis, und die ist doch schließlich maßgebend, be-

währt sich sein System ausgezeichnet. Gleich am ersten Tage fing es an: ‚Also, Jungen, dies ist das Haus, das ihr mit mir fortan bewohnen sollt. Wie ihr seht, ist es völlig leer. Broder Sievertsen hat seine Möbel selbstverständlich mit aufs Festland genommen. Nun hätten wir uns welche borgen oder ich, vielleicht auch eure Eltern, hätten welche kaufen können. Aber selbst ist der Mann! Ich mag keine geborgten oder gekauften Sachen. Die alten Indianer und die alten Germanen mochten sie auch nicht. Die waren geradezu stolz darauf, sich ihren Hausrat selbst zu zimmern. Dann erst fühlten sie sich wohl in ihren vier Pfählen. So wollen wir's auch machen. Hier sind Bretter, da Sägen, Hobel, alles, was dazu gehört. Natürlich versteht ihr von der zünftigen Kunst noch nichts. Das macht nichts, das werdet ihr schon lernen. Ihr sollt sehen, welch eine Freude ihr habt, wenn sich das Haus allmählich mit Kunstwerken von eurer eigenen Hand füllt und ihr nachher mit dem Bewußtsein davorsteht: wir selbst haben uns das alles geschaffen.‘

Nun ging es los. Das war in der ersten Woche ein Gesäge und Gehämmer. Aber bei der Löhnung gab's merkwürdige Gesichter. Dietz hatte am besten gearbeitet und wurde voll ausbezahlt. Lambert hatte manchmal geträumt, aber es mit seiner Sägerei schließlich doch zu einer mittelmäßigen Zensur gebracht. Peter hatte seine Bretter absichtlich verdorben. Und Karljochen hatte ganz einfach gefaulenzt. Das gab für den eine Null im Konto, und für Freund Peter sogar ein Minus. Dabei dachten beide sich nichts. Aber am ersten Sonntagnachmittag wurde auf Süderhörnsand zuerst Schleuderball, dann Diskus geworfen. Fahrt, Ball- und Diskusbenutzung mußten bezahlt werden. Mit Halliggeld, d. h. alten Aluminiumspielmarken. Peter und Karljochen hatten nichts, mußten also auf der Werft bleiben und durften sich das Spiel durch das große Fernrohr ansehen. — ‚Na, Karljochen, du siehst ja so traurig drein?‘ — ‚Ja, Tante Nautilius, Diskuswerfen ist gewiß ebenso schön wie kegeln. Und das tu ich zu gern.‘ — ‚Siehst du, Karljochen, hättest du fleißig deine Bretter gesägt, statt den Baron zu spielen, so hättest du mit Diskus werfen können.‘ Peter wurde auf andere Art kirre gemacht. Er hatte Maike anvertraut, das einzig wirklich Großstädtische an der Hallig wäre ihres Vaters Kutter. Tadellose Regattajacht beinah. Segelsport, ja, das sei etwas seiner Würdiges! Peters nächste sonnabendliche Kontohöhe war wieder um den Null-Pegel herum. Am Montag herrlichstes Segelwetter. Dies academicus, Segelfahrt nach Wyk, Friesenmuseum, Kurkonzert, Bauernringreiten, mit einem Wort: große Sache. Mit der Morgentide hin, mit der Abendtide zurück. Bei Karljochen langte es diesmal mit dem Halliggeld. Mein Peter aber mußte zu Hause bleiben, da er die Fahrkarte für die ‚Liewe‘ nicht bezahlen konnte. Dienstag ging er noch mit einem Gesicht wie ein ranziger Halligkäse herum. Seit Mittwoch hat er sich in die Sielen gelegt.

Das ist Edlefsens Methode. Ich spüre es an den Jungen, daß sie nicht schlecht ist. Dietz wächst sich frisch in das neue Leben hinein. Lambert ist manchmal gedrückt und macht mir Sorge. Er leidet doch seelisch sehr unter seiner Verurteilung. Um mich sorge dich nicht. Ich fühle mich nicht vereinsamt, habe kein Heimweh nach großstädtischen Verhältnissen und in Maike ein liebes, frisches, vornehmes Mädel gefunden, das mir allen, vielfach doch so hohlen und unfruchtbaren gesellschaftlichen Verkehr, besonders auch weiblichen, als jugendliche Freundin richtig ersetzt.“

Nach Schluß dieses Briefes ging Frau Nautilius sofort an einen zweiten. Er war an Kommerzienrat Güldenapfel gerichtet. Darin hieß es, nachdem die Edlefsensche Erziehungsmethode in ähnlicher Weise geschildert war:

„Wenn ich Peters wegen freiwillig auf die Teilnahme an der Wyker Fahrt verzichtete, so geschah das nicht bloß aus weiblich-mütterlichem Mitleid, obwohl auch das mitsprach. Er sollte sich unter Aufsicht wissen. Er hat sie von den vieren am meisten nötig, und er macht Pastor Edlefsen wie mir die größte Sorge. Die andern drei sind noch Jungen. Er ist schon reifer. Er denkt und urteilt manchmal schon wie ein Erwachsener. In seinem Charakter und Benehmen fehlt das Bescheidene, das innerlich Vornehme, ein Stück natürlichen Schamgefühls. Die größte Schuld schiebe ich auf den frühen Tod seiner Mutter. Dann auf die Verhältnisse Ihres Hauses, die Sie ja selbst für seine Untugenden und Schlimmeres verantwortlich machen. Er wird sich auch am schwersten hier eingewöhnen. Handarbeit, Landarbeit ist nichts für ihn, obwohl er sich jetzt, wo er die Zerstreuungen seiner Mußestunden vom Halliggeld bestreiten muß, sehr anstellig und meistens auch willig erweist. Sein Sinn ist in die große Welt, Ihre Welt, gerichtet. Sein größtes Unglück ist, daß er weiß, er ist der Sohn eines sehr reichen Vaters. Er hat schon ganz Ihre Anschauung und Denkweise, einen Blick für Geschäftliches. Dafür etwas Bezeichnendes. Ich beobachtete ihn neulich, wie er mit dem Fernrohr die Watten rund um die Hallig abspähte. ‚Wonach siehst du, Peter?‘ — ‚Nach den Muschelbänken.‘ — ‚Ja, davon sind genug da. Interessieren dich jetzt Mießmuscheln?‘ (Das sagte ich, weil er gern Austern schleckert, von denen gelegentlich ein paar Dutzend auf Kutterfahrten mit heimgebracht werden.)

‚Nicht wegen der Zunge‘ sagte er wegwerfend. ‚Aber ich meine, aus so riesigen Muschelmengen müßte geschäftlich was zu machen sein. Hier müßte Papa mal her, für ein Billiges eine alte Werft ramschen, vielleicht auch die ganze Hallig, und eine Muschelkonservenfabrik oder so was ähnliches errichten.‘

Ich erzählte es nachher Pastor Edlefsen. Der sagte: Mit der Muschelindustrie habe Peter ganz recht. Wenn seine Halligleute einen beweglicheren, etwas mehr geschäftlichen Sinn hätten, würde er an die Gründung einer Kooperativgenossenschaft denken, um mit dem zu verdienenden Geld die Halligbefestigung durchzuführen. Ich teile Ihnen das mit, um Ihnen eine Freude zu machen.

Zum Schluß, lieber Herr Kommerzienrat, möchte ich Ihnen für die geradezu glänzende Ultimo-Abrechnung herzlichst danken. Alle Schulden gedeckt und beinah noch tausend Mark Ueberschuß! Ich möchte Sie fragen: wie haben Sie das fertiggebracht? Aber ich lasse es. Ich wäre doch zu dumm, es zu begreifen. Jedenfalls schaudert mir die Haut, wenn ich mir vorstelle, daß die gewagte Summe ebenso gut hätte verloren gehen können. Auch habe ich Edlefsen nichts davon gesagt. Ist solches Spekulieren moralisch anfechtbar, vielleicht sogar Sünde, so begeh ich sie für meine Kinder. Aber ich will mit Ihrem Kalbe doch nicht weiter pflügen. Statt mir weiter zu helfen, tun Sie lieber alles, was Sie können, für die Rosendaalsche Familie. Sie glauben nicht,

Ausblick vom Bonderspitz (bei Adelboden) auf Kleinen Lohner und Großen Lohner rechts dazwischen die Bonderkinde. Im Hintergrund Balmhorn und Altels.

wie mir dieser Zusammenbruch das Herz schwer gemacht hat. Ach, und erst meinem Mann! Wie sehr Sie ihm auch zürnen müssen, durch eine finanzielle Besserung ihrer Verhältnisse, soweit sie möglich, würden Sie ihn seelisch auch aufrichten. Denken Sie auch daran, mir zu Liebe!"

28.

Die Briefe erzeugten in den beiden Vätern ganz verschiedene Wirkungen. Dem Staatsanwalt war es am Tage vorher durch die geheime amtliche Kanalisation zugeflossen, daß sein Name in der Vorschlagsliste der nächstjährigen Ordenskandidaten, wärmstens befürwortet, mit an der Spitze stehe. Daher berührten ihn die Mitteilungen seiner Frau über die handwerkliche Tätigkeit seiner Söhne besonders peinlich.

Was half alle „Menschenbildung" dieses halb übergeschnappten Halligpastors, wenn der von seinen Mastodonhänden geformte „Mensch" später nicht das nötige bürgerliche Ansehen genoß. In diesem Gedanken wurde der Staatsanwalt durch ein Klingeln an der Tür unterbrochen. Das Mädchen meldete:

„Herr Kommerzienrat Güldenapfel."

„Angenehm, Sie gerade heute zu sehen, Herr Kommerzienrat. Meine Frau schreibt mir über die Jungen. Das geht Sie ja auch an."

„Sicherlich, Herr Staatsanwalt. Es ist mir sogar äußerst angenehm, mit Ihnen darüber Meinungen auszutauschen. Denn ich habe ebenfalls einen Halligbrief erhalten."

„Vom Pastor?"

„Nein, von Ihrer Gattin. Ueber meinen Peter. Ihre Frau Gemahlin erweist sich gegen den Jungen wirklich als eine äußerst liebevolle, ja, aufopferungsfähige Mutter. Sie geht über ihre Zusage weit hinaus. Ich weiß kaum, wie ich das wieder gutmachen soll. Ja, darum komme ich eigentlich zu Ihnen."

„Wirklich? Aber davon hat meine Frau mir ja gar nichts geschrieben."

„Dann hat sie es überhaupt nicht der Mühe für wert gehalten. Aber daß sie auf ein so schönes Vergnügen, eine so willkommene Unterbrechung ihrer freiwilligen Verbannung, wie eine Tagesfahrt nach Wyk, verzichtet, bloß weil mein Peter sich der Erziehungsmethode seines jetzigen Herrn und Meisters nicht anzupassen beliebt — das ist doch in der Tat eine zu weit gehende Aufopferung."

„Nun, das ist dann ja für Ihren Peter sehr erfreulich", sagte der Staatsanwalt mit gemischten Gefühlen. „Seine Aussichten können ihm ein, zwei auf diese Weise zugesetzte Lebensjahre wohl erlauben. Die meiner Söhne sind leider nicht so günstig. Indessen denke ich, wenn sie wie besprochen, über Weihnachten nicht kommen, werde ich Anfang des nächsten Jahres hinreisen. Ich hoffe dann auf etwas hinweisen zu können — ich bin zur Dekoration eingegeben. Ich will damit ihr Ehrgefühl aufs neue wecken. Ich hoffe, es wird sich doch noch ermöglichen lassen, sie später einmal in eine mittlere Beamtenlaufbahn hineinzubringen."

„Soso. Ja, so eine väterliche Dekoration hat natürlich eine starke moralische Kraft. Dann darf ich Ihnen wohl schon heute Glück wünschen. Und Ihrer Frau Gemahlin schon jetzt wohl 'nen kleinen Tip geben, nicht wahr?"

„Meiner Frau? Sie, Herr Kommerzienrat? O, das bitte ich denn doch lieber mir selbst zu überlassen!"

„O, ich dachte nur so. Weil ich nächstens nach der Hallig hinreisen werde. Ihre Frau Gemahlin hat mir nämlich auch 'nen Tip gegeben. Oder durch sie eigentlich mein Peter."

„Merkwürdig, daß meine Frau mir von dem allem keine Zeile geschrieben hat", rief der Staatsanwalt verstimmt. „Was für 'ne Art Tip ist denn das?"

„Verehrter Herr Staatsanwalt, ein geschäftlicher. Aber deswegen komme ich auch nicht zu Ihnen."

„Weswegen denn?"

„Um den Ihrer Gattin schuldigen Dank zunächst Ihnen abzustatten. Und um Ihnen mitzuteilen, daß ich ihre Wünsche —"

„Meine Wünsche? Ich habe keine Ihnen gegenüber, Herr Kommerzienrat."

„— die Wünsche Ihrer Frau Gemahlin hinsichtlich der Rosendaalschen Familie hoffe erfüllen zu können."

„Was ist wieder mit den Rosendaals?" fragte der Staatsanwalt, um einen Schatten erblassend.

„Ich glaube, es bei richtiger Betrachtungsweise als etwas Erfreuliches bezeichnen zu dürfen. Und da ich weiß, daß Sie an dem Schicksal der Familie so warmen, menschlichen Anteil nehmen —"

„Ja, ja, gewiß!" rief Nautilius erleichtert. „Aber was ist es denn, verehrter Herr Kommerzienrat? Haben Sie bei den Gläubigern nachträglich doch noch günstigere Bedingungen herausgeschlagen?"

„Das leider nicht. An diesen Verhältnissen habe ich zu meinem Bedauern nichts bessern können. Aber etwas anderes."

Güldenapfel zögerte einen Augenblick, wie um seine Worte wirken zu lassen. Dann fuhr er fort:

„Daß Rosendaal selbst, ich möchte fast sagen gottlob, gestern seinen Leiden erlegen ist, werden Sie natürlich wissen..."

„Kein Wort weiß ich davon", stieß der Staatsanwalt hervor.

Er setzte sich hin.

„Nein?" rief Güldenapfel mit der Miene äußersten Erstaunens. „Haben Sie keine Anzeige bekommen?"

„Sie wissen doch — daß Frau Rosendaal — mir nichts —"

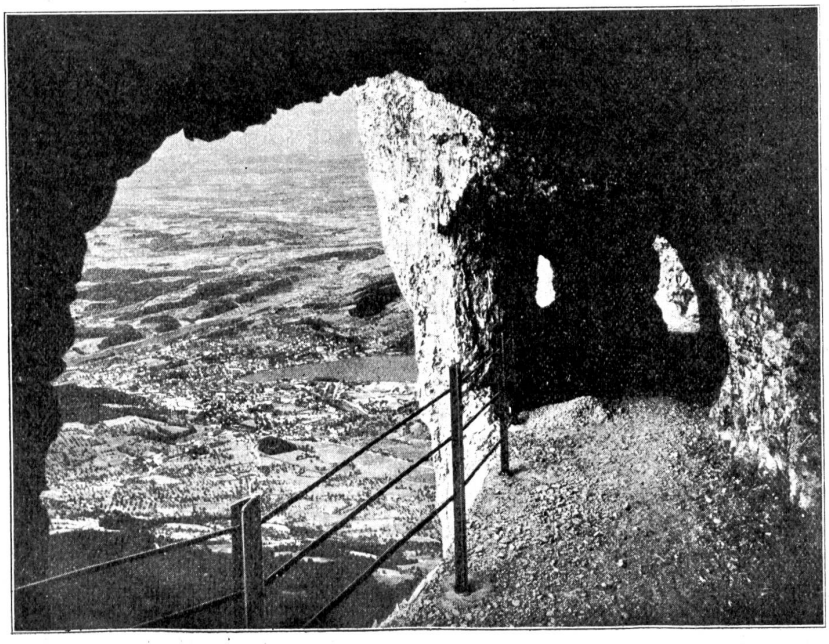
„Himmel, greift es Sie so an? Wenn ich das geahnt hätte! Frau Rosendaal war heute morgen schon selbst bei mir. Gerade, nachdem ich den Brief Ihrer Frau Gemahlin bekommen hatte. Wir sprachen den traurigen, ja, menschlich leider sehr traurigen Fall noch einmal durch. Dann konnte ich gottlob mit ein wenig praktischer Hilfe einspringen, ganz im Sinne Ihrer Gattin. Fräulein Gütersloh geht zum Ersten. Frau Rosendaal wird bei mir Hausdame mit sehr auskömmlichem Gehalt. Die beiden Mädel kommen nachher auf die Handelsschule, und später nehme ich sie in mein Kontor."

„Das ist ja in all dem Unglück — schließlich wieder eine große Glückswendung", murmelte der Staatsanwalt.

„Ja, ich habe allerdings das Gefühl, für diese durch die Verwicklung der Verhältnisse — um Himmelswillen nicht durch Sie, Herr Staatsanwalt! — so furchtbar getroffene Familie tun zu müssen, was in meinen Kräften steht."

„Ja, ja. Ganz recht!" pflichtete der Staatsanwalt wie geistesabwesend bei.

„Ich eilte hierher, um Ihnen das mitzuteilen", fuhr Güldenapfel fort, während seine kleinen, kalten Augen unter den dünnen rötlichen Brauen sich mit einem Ausdruck unaussprechlicher Befriedigung auf den mit aschgrauem Gesicht zusammengesunken dasitzenden Nautilius richteten. „Aus reinem Dankbarkeitsgefühl gegen Ihre verehrte Frau Gemahlin. Aber hätte ich gewußt, daß Sie von dem Tode Rosendaals in gänzlicher Unkenntnis waren —. Immer bin ich es, der zu Ihnen kommen muß, und immer sozusagen ahnungslos mit so unerwartet traurigen Nachrichten. Habe die Ehre, Herr Staatsanwalt!" (Forts. folgt.)



Pilatus. Felsengallerie, Blick auf Luzern.

Pilatus.

Wer könnte Luzern besuchen, ohne nicht gleichzeitig bei dem imposanten Anblick des Pilatus mit seinem durch Esel und Tomlishorn scharf gezeichneten Römerkopf, der dem Berge wohl seinen klassischen Namen gegeben hat, mächtig angezogen und in die Höhe gelockt zu werden. Verschiedene gut unterhaltene Fußwege führen von Luzern, Hergiswil oder Alpnach hinauf auf die Höhenpunkte mit ihrem prächtigen Rundblick auf die in ewigem Schnee erstrahlenden Hochalpen und weit hinaus über die Lande, hinüber bis zum Schwarzwald und den Vogesen.

Heute aber, da die Pilatusbahn auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken kann, wollen wir einen Augenblick bei dieser idealen, vom Genius der Technik getragenen Bergbahn verweilen. Im Sommer 1886 begonnen, wurde der Bau unter der zielbewußten Leitung des Erfinders des Locherschen Zahnradsystems, Ingenieur Dr. h. c. Ed. Locher, 1889 vollendet. In 5/4 Stunden führt die Bahn von Alpnachstad (440 Meter über Meer) nach der 2070 Meter hoch gelegenen Endstation Pilatus-Kulm bei einer Maximalsteigung von